

Christian Eck

# KURZ VOR

Es hat auch Vorteile, klein zu sein. Vor allem für Minister Gabriel, da Theodor im Auto immer vor ihm sitzt und seinen Sitz viel weiter nach vorne stellen kann als die anderen Kollegen. Ansonsten kaum nennenswerte Katastrophen in seinem Alltag als Personenschützer. Außer Dauerstress, zu wenig Schlaf und Ehefrau Cathy, die sehnsüchtig zu Hause auf ihn wartet. Meistens vergeblich. Gut, gelegentlich gibt es minimale Probleme im Job wie Attentäter oder so.

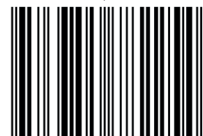
Das kommt jedoch glücklicherweise eher selten vor und am Ende wird sowieso alles gut. Zumindest, was den häuslichen Frieden mit Cathy angeht. Aber nur deswegen, weil Theodor irgendwann alles auf eine Karte setzt.



# KNAPP

Kurzroman

11,90 Euro



9 783755 782254

Christian Eck  
**Kurz vor knapp**

Kurzroman

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über [dnb.dnb.de](http://dnb.dnb.de) abrufbar.

Christian Eck  
**Kurz vor knapp**

© 2022 Copyright by Christian Eck

**Umschlaggestaltung, Layout, Buchsatz**

Jana Schlosser | Das Grafikbüro, Berlin

**Idee und Text**

Ulrike Parthen schreibt deine Geschichte

Christian Eck

**Umschlagbild**

Christian Eck

**Fotos**

Christian Eck, Inga Kjer (siehe Bildnachweis Seite 106)

**Herstellung und Verlag**

BoD – Books on Demand GmbH, Norderstedt

**ISBN** 978-3-75578-225-4



Vorwort

**Sigmar Gabriel**

Vizekanzler und Bundesminister a.D.

**B**odyguard! Nicht wenige werden dabei an die aufregenden Szenen des gleichnamigen Films mit Kevin Costner und Whitney Houston denken. Das deutsche Wort „Personenschützer“ hört sich da schon fast langweilig an und doch weckt diese Berufsbezeichnung vermutlich auch eine ganze Reihe von Fantasien über einen möglicherweise gefährlichen, aber eben auch ebenso spannungsgeladenen wie ereignisreichen Job. Und tatsächlich ist es auch so, dass die Frauen und Männer, die z.B. in der Sicherungsgruppe des Bundeskriminalamtes für den Schutz von Politikerinnen und Politikern zuständig sind, vieles erleben, was den Alltag anderer Berufe eher nicht prägt. In fremde Länder zu reisen, dem Puls der Welt nah zu sein, bei großen Ereignissen des Sports, der Kultur oder der internationalen Politik live dabei zu sein und bekannte Persönlichkeiten aus Kultur, Sport, Wirtschaft oder eben Politik überall auf der Welt persönlich zu erleben. Das sind tatsächlich Möglichkeiten, die sich in nicht allzu vielen Berufen bieten.

Aber wie immer im Leben gibt es noch eine andere Seite – eine Geschichte hinter der Geschichte. Davon handelt dieses Buch. Geschrieben von einem aktiven Personenschützer, der dem Dienst für den demokratischen Staat und seinen Repräsentanten am Ende jedoch entkommen wollte und deshalb den Sprung aus der scheinbaren Sicherheit des Beamtendaseins in die private



Wirtschaft wagte. Nicht des Geldes wegen, sondern weil er es im alten Job nicht mehr aushielt. Zu hoch war der Preis ewiger Verfügbarkeit für den Dienst und der damit gleichzeitig verbundenen ständigen Abwesenheit bei denen, die ihn noch viel intensiver brauchen als seine „Schutzpersonen“. Gemeint sind nicht nur seine Frau und sein kleiner Sohn, zu dessen Zeugung er immerhin noch genug Zeit fand. Sondern wohl auch er selbst, der ein bisschen verloren und neben sich stehend wirkte in seinem scheinbar so interessanten Berufsalltag.

Das Buch erzählt die fiktive Geschichte Theos, beinhaltet aber gleichzeitig viele autobiografische Eckpunkte, denn der Autor war selbst 6 Jahre lang Personenschützer in der Sicherungsgruppe Berlin. Ich habe Autor Christian Eck während dieser Zeit kennen- und auch schätzen gelernt. Er erklärte mir damals ausführlich, warum er sich für einen Wechsel entschied, und ich meinte ihn richtig verstanden zu haben. Nach Lektüre seines Romans befürchte ich allerdings, dass ich seine inneren Kämpfe nicht wirklich begriffen hatte. Auch wenn seine Sprache im Roman fröhlich und humorvoll ist, so bleibt doch vor allem am Ende ein bitterer Nachgeschmack – jedenfalls für mich. Obwohl ich dachte, dass er sich mir gegenüber öffnete, scheine ich viel zu sehr mit mir und meinen damaligen Aufgaben beschäftigt gewesen zu sein, um seine Nöte und Sorgen ausreichend zu verstehen. Umso mehr freue ich mich darüber, dass er nun seinen Traum verwirklichen konnte, aus diesem Lebensabschnitt einen – vielleicht gar nicht so fiktiven – Kurzroman zu schreiben. Wer kann das schon von sich sagen?

Bestimmt gibt es Berufskollegen des Autors, die seinen Kurzroman als zu „weinerlich“ empfinden und mit dem Hinweis beiseitelegen, dass nicht Koch werden darf, wer die Hitze in der Küche nicht aushält. In Wahrheit aber sollten die Bedingungen

eines jeden Berufes so sein, dass sie nicht die Aufgabe der eigenen Lebensvorstellungen, Sehnsüchte oder gar der Gesundheit erfordern, um sie erfüllen zu können. Allemal dann, wenn der Berufsinhalt darin besteht, notfalls mit der eigenen Gesundheit und dem eigenen Leben einen anderen Menschen zu schützen. Und überhaupt empfinde ich es schon seit Langem bedrückend, wie wenig Respekt und Achtung denjenigen Berufen gegenüber gezeigt werden, in denen unser Leben durch den Einsatz anderer geschützt wird. Ob bei der Polizei, Feuerwehr, den Sanitätsdiensten oder auch der Bundeswehr.

Ich habe Gott sei Dank nur sehr selten Situationen erlebt, in denen ich froh war, von „meinen“ Polizistinnen und Polizisten geschützt zu werden. Immer wieder mal eine Handvoll gewaltbereiter Rechtsradikaler, sogenannte „linke Autonome“, die sich auch nicht besser aufführen, wenn sie auf Vertreter des von ihnen gehassten demokratischen Staates treffen. Oder betrunkene Prahlhänse, einige hundert wildgewordene AfD-Anhänger oder auch Fahrten durch vermintes Gelände zwischen Bürgerkriegsparteien – ja das alles gab es.

Im Alltag allerdings traf ich dabei auf kluge, engagierte Frauen und Männer, mit denen das Unterwegs-Sein teilweise den Eindruck einer „Klassenfahrt“ erweckte. Für mich waren die Gespräche mit „meinen“ Personenschützerinnen und Personenschützern auch immer Gelegenheiten, „normale“ Gesprächspartner zu haben, die die Welt unverstellt und nicht durch medial oder politisch verstellte Optiken betrachteten und mit ihrer Meinung mir gegenüber fast nie hinter dem Berg hielten. Manche sind zu Freunden geworden, mit denen ich auch heute noch – lange nach meinem Ausscheiden aus der Politik – in Kontakt bin. Ich war und bin froh darüber, sie kennenlernt haben zu dürfen. Es waren durchweg tolle Leute.

Sommer 2017

---

Ich liebe Sonne, aber nicht so und nicht heute. Ich fühle mich wie ein Hühnchen auf dem Grill, denn ich stehe mitten auf dem Marktplatz in Salzgitter und schwitze dermaßen, dass mir die Brühe nur so über den Rücken läuft. Und zwar in direkter Linie genau in meine Pofalte hinein. Alles nur wegen der blöden Schutzweste, die mich bei einem langen Einsatz plagt wie noch was. Natürlich ziehe ich sie dennoch brav an. „Selbst schuld, Theodor“, stichelte erst gestern Katrin. Sie findet die Schutzweste lästig, daher schiebt sie ihren Dienst immer ohne. Ich dagegen halte Schweißperlen in der Pofalte zwar für so ziemlich das Schlimmste, was mir in meinem Job passieren kann. Sogar noch schlimmer als Stau auf der Autobahn, wenn wir mit Minister Gabriel unbedingt noch den Zug um 16.59 Uhr kriegen müssen. Am allerschlimmsten aber fände ich, wenn ich tot bin. Das sieht meine Frau Cathy genauso, daher kneife ich meine Pobacken auch heute höchstmotiviert zusammen, als mir plötzlich ein köstlicher Duft in die Nase steigt. „Hier Klara, deine Bratwurst“, sagt ein Typ mir direkt gegenüber und drückt seiner Freundin das köstliche Mahl in die Hand. „Danke, Thorsten, ich habe so Hunger“, antwortet sie ihm. Und ich erst! Mein Frühstück liegt gut sieben Stunden zurück, ein langer Arbeitstag indes noch vor mir. Ich muss also unbedingt und irgendwie ebenso an eine Bratwurst kommen – jetzt oder nie. Später geht es nicht, da sind wir mit dem Minister im Auto unterwegs. Da kann ich nicht daherkommen

und „Hab Hunger“ heulen! Also gibt es nur eine Chance für mich, die ich sogleich nutzen will.

„Paul, kannst du mich bitte kurz ablösen?“ Ich funke meinen Kollegen an. Ein seltener Umstand, denn solche Gelegenheiten gibt es in meinem Job kaum. „Komme!“, antwortet er knapp. Ehrlich gesagt, kann ich ihn nicht leiden. Er mimt den Supermacho und weiß grundsätzlich alles besser. Aber man kann sich seine Kollegen ja nicht immer aussuchen. Wenn’s um die Wurst oder Herrn Gabriel geht, heißt es einfach Zähne zusammenbeißen und seinen Job im Team gut ausführen. Ich schaue dem Pärchen von gegenüber zu, das so langsam zum Ende ihres Bratwurstgenusses kommt. Er knutscht sie während des Essens ständig ab. Finde ich voll unhygienisch, da ihr Mund voller Senf ist. Dann sehe ich Paul aus der Menge auftauchen – meine Rettung – und vor Erleichterung könnte ich ihn dafür knuddeln. Natürlich beherrsche ich mich komplett. Ein Personenschützer muss das können. „Ich hole mir was zu essen“, gebe ich ihm bekannt. Er nickt und postiert sich an meiner Stelle. Nun heißt es einen Zahn zulegen. Mir bleiben höchstens fünfzehn Minuten. Für einmal Bratwurst holen, diese essen und danach noch kurz auf Toilette gehen ist das echt knapp. Ich schaffe es in vierzehneinhalb Minuten. Paul rauscht wieder ab und ich stehe weiter in der Sonne herum. Ein bisschen glücklicher als vorhin, da mein Magen sich über die köstliche Gabe freute wie Bolle.

An diesem schönen (knallheißen!) Nachmittag stürmt ein Politiker nach dem anderen die Bühne. Alle erzählen in etwa dasselbe. Als würde eine kaputte Schallplatte immer wieder von vorne abgespult. „Ich freue mich sehr, dass sich so viele Menschen heute versammelt haben ... mit unserem Regierungsprogramm und den besten Konzepten für unser Land ... brin-

gen wir Deutschland voran ...“ So geht das schon den ganzen Nachmittag und bei kaputten Schallplatten neigt mein Geist dazu, sich selbstständig abzuschalten. Sehr ungünstig, wenn du Personenschützer bist und stets auf Habachtstellung sein sollst.

„Mama, was macht der Mann da?“, fragt ein kleiner Junge seine Mutti neben mir. Er zeigt dabei mit seinem Finger frontal auf mich. „Er passt auf die Politiker auf.“ Ich sehe, wie es im Kopf des Jungen zu rattern beginnt. „So wie Papa auf uns?“, will er wissen. „So ähnlich“, erklärt die Mutter weiter, der die Sache langsam unangenehm wird. „Der ist doch viel zu klein für so was!“, schlussfolgert der Knirps und sucht in der Menge nach geeignetem Anschauungsmaterial. „Der da wäre doch viel besser dafür geeignet!“ Sein Zeigefinger wandert von mir zu einem Zweimetermann in schwarzer Lederjacke. Die Schultern so breit wie ein Bär. Seine Mutter schaut peinlich berührt drein. Selbst schuld, wenn man einen Zehnjährigen auf eine politische Veranstaltung schleppt. Auf dem Fußballplatz wäre er bestimmt besser aufgehoben. Ich dagegen lächle die beiden freundlichst an, denn ich bin durch und durch sowie auf jeden meiner 172 Zentimeter extrem stolz.

Martin Schulz ist auch stolz. Und zwar auf seine Genossinnen und Genossen und die waaaaahnsinnstolle Arbeit, die sie geleistet haben. Mein Hirn lässt wieder ein paar Brocken des Gesagten durchsickern. Danach erzählt Herr Schulz irgendwas vom waaaaahnsinnstollen SPD-Parteiprogramm. Das ist meinem Oberstübchen zu viel. Zack und weg. Ich kriege gerade noch so am Rande mit, mit welchem Engagement er sich bei seinen Erzählungen ins Zeug legt. Das muss er auch, denn wer bei seinen Zuhörerinnen und Zuhörern im Gabriel-Bundesland punkten will, muss auftrumpfen. Er gibt dahingehend alles, schließlich will er demnächst Kanzler werden.



Nach einer halben Ewigkeit schaltet endlich jemand diesen Plattenspieler ab. Danke, danke, danke – wer auch immer dafür zuständig war. Die Veranstaltung ist zu Ende. „Ich gehe mit Martin noch kurz auf ein Bier in den Ratskeller“, erklärt mir der Minister, als beide von der Bühne treten. Das sei ihnen vergönnt, doch insgesamt finde ich die Idee eher semi-gut, da sie mal wieder alle unsere beschützenden Planungen über den Haufen wirft. „In den Ratskeller, jetzt“, funke ich sofort an die Kollegen durch. Mein Adrenalin ist auf Anschlag und ich vergesse dabei kurzzeitig mein Schwimmbecken in der Unterhose. Auf dem Marktplatz stehen einfach noch zu viele Menschen herum, und alle wollen dem Minister und Kanzlerkandidaten die Hand schütteln. Oder umgekehrt? Jedenfalls schaffen wir es in formvollendeter Personenschützer-Formation mit den beiden problemlos bis zum Ratskeller. Ich habe dafür heute die Rolle des Evakuierers direkt hinter der Schutzperson inne. Wenn hier also irgendwas aus den Fugen geraten sollte, bin ich derjenige, der ihn zack, zack, umgehend in Sicherheit zu bringen hat. Was das erneut für meinen Adrenalinpegel bedeutet, spüre ich sofort. Bis sich der irgendwann wieder beruhigt hat, oje, das dauert. Findet mein Körper mit den Jahren nicht mehr so super wie zu Anfang meiner Personenschützer-Zeit, da er mit dem Daueradrenalin kaum noch fertig wird. Während ich vor dem Ratskeller auf das Ende des Gesprächs der beiden Herren warte, werde ich geringfügig ruhiger. Ich bemühe mich bei der Warterei redlich um Geduld, wobei das laut Mutti so gar nicht meine Stärke ist.

„Du bist zu ungeduldig“, mahnte sie mich an Weihnachten 1986, als ich zum ungefähr dreihundertsten Mal fragte, wann der Weihnachtsmann endlich kommt. Fünf Minuten später: „Mutti, wann kommt er denn nun?“ Meine Ungeduld ging vom Weihnachtsmann aus nahtlos über in „Wieso dauert das

so lange, bis endlich Silvester ist?“ Mutti ist heute sehr stolz auf mich, wenn ich ihr berichte, wie ich beim Einsatz mal wieder stundenlang irgendwo herumwartete. Am meisten im Auto oder Flieger. Dabei bin ich Flugmuffel, das weiß jedoch niemand außer Cathy und Georg. Wäre ja noch schöner, wenn ich dem gesamten Team dauernd Privatkram zum Besten gebe. Kollege Felix sieht das lockerer. Da kannst du drauf wetten, dass er der ganzen Truppe regelmäßig einmal pro Monat jedes Detail seiner rauschenden Liebesnacht mit Freundin Birgit ausplaudert. Ich kriege dabei einen roten Kopf, da ich mir die Birgit einfach nicht ans Bett gefesselt vorstellen will. „In ein, zwei Jahren rauscht da nichts mehr groß“, prophezeie ich ihm jedes Mal. Davon will Felix rein gar nichts hören, denn er ist der typisch junge Hüpfen. Da wissen die vielen Hormone gar nicht mehr, wohin sie sich noch ausbreiten sollen. So alt bin ich im Vergleich zwar nicht, aber immerhin ein gestandener Personenschützer und dem Felix damit eine wichtige Erfahrung voraus, der gerade erst seine Ausbildung bei uns begonnen hat. Als Frischling weiß er noch nicht, was mich der praktische Alltag längst knallhart gelehrt hat: Nach drei Tagen Dauereinsatz und 80 Überstunden pro Monat rauscht da gar nichts mehr. Außer vielleicht die Bettdecke, die ich mir über meine bleiernen Glieder streife, wenn ich endlich mal frei habe. Sowohl der große als auch der kleine Theodor sind dabei in absolut derselben Verfassung: Schläffer geht kaum!

Was ist jetzt los? Funkspruch von Herbert, dem Dienstältesten bei uns, der allseits Hektik ausbrechen lässt. Nun zählt jede Sekunde. Nach einem 12-Stunden-Tag bei 35 Grad mit unförmiger Schutzweste unter Hemd und Sakko, zu wenig Essen und erst recht zu wenig Schlaf, kann ich alles brauchen, nur bitte nicht das!

**S**cheiße!“, denke ich und versuche die Nachricht zu verdauen. Ich muss mich regelrecht dazu zwingen, meine Konzentration dennoch auf das Tagesgeschäft zu lenken. Es will mir nicht so recht gelingen. „Paul, kannst du mich noch mal ablösen? Ich muss dringend telefonieren.“ Als er bei mir ankommt, sieht er natürlich sofort, dass es mir nicht gut geht. „Alles okay mit dir, Theodor?“ Da wir nicht die dicksten Freunde im Team sind, rechne ich ihm seine Besorgnis hoch an. „Gar nichts ist okay! Endlich mal ein freier Tag seit Langem. Und jetzt soll es spontan nach Washington gehen. Das kotzt mich voll an!“ Paul kann bisweilen zwar echt nerven, doch er versteht genau, wie ich mich aktuell fühle: traurig und wütend zugleich. „Tut mir leid, dass wir keine andere Lösung finden konnten und dich für den Einsatz brauchen“, antwortet er nur. So ist das eben, wenn zu wenig Kollegen im Kommando ständig unvorhergesehen Einsatz schieben sollen. Da wackeln freie Tage ebenso wie der lange geplante Urlaub. Und an Krankwerden ist nicht im Entferntesten zu denken. Daher arbeite ich zwangsweise oft auch dann, wenn ich so richtig beschissen dran bin.

Seufzend suche ich mir eine ruhige Ecke und wähle Cathys Nummer. Mein Herz pocht, ich fühle mich hundeeelend und tausend Gedanken gehen mir innerhalb von Sekunden durch den Kopf. „Cathy, jetzt geh doch bitte ran!“, denke ich

verzweifelt. Statt Cathys zauberhaft sanfter Stimme klingt blechern die Mailboxnachricht an mein Ohr. Draufquatschen oder nicht, das ist die Gretchenfrage. Ich will das Handy gerade schon wieder wegstecken, als ihr Name auf dem Display aufleuchtet. „Hi Schatz“, begrüße ich sie. Ich bin so froh, ihre Stimme zu hören, kann meine miese Laune jedoch selbst in diesen zwei Worten nicht verbergen. Sie spürt sofort, dass etwas im Busch ist. Und da sie das Dilemma schon länger mit mir mitmacht, weiß sie auch sofort, was. „Du, ich hab schlechte Nachrichten.“ Ein Moment, den ich in- und auswendig kenne und immer ähnlich abläuft. Ich versuche, mich zu entschuldigen, für das ich gar nichts kann. Und sie ist natürlich sauer. „Was ist jetzt schon wieder?“, fragt sie in einer Tonlage, die mir nicht besonders gefällt. Sie klingt genervt. Ich versuche ihr schonend beizubringen, dass der Minister leider andere Pläne hat als ich und es deswegen morgen nun nichts wird aus dem gemeinsamen freien Tag. Keine Reaktion, ich ahne Schlimmes. So schlimm, wie es eben sein kann, wenn ich statt bei ihr erneut bei meinem Minister bin. „Schaaaaaatz?!?“ Keine Antwort, nur ein Schluchzen. In dem Moment wird meine Kehle sehr eng. Ich bekomme keinen Ton mehr heraus. Paul beobachtet mich aus der Ferne. Das müsste jetzt nicht auch noch sein, wenn ich emotional dermaßen aus den Fugen bin. „Schatz, es tut mir soooooo leid!“ Neuer Versuch, die Dinge geradezurücken und Cathy wieder glücklich zu machen. An den weiteren Schluchzern am Ende der Leitung ist zu erkennen, dass der Versuch scheiterte. Mein Funkgerät grätscht dazwischen und vermeldet, dass der Minister fertig sei und nur noch mal kurz die Hände waschen geht. Ich verstehe bis heute nicht, warum wir nicht simpel sagen dürfen „Der Minister ist aufm Klo“, wo doch jeder weiß, was in dem Moment vonstatten geht. „Ich mach’s wieder gut, Cathy. Versprochen!“, stammele ich, denn viel Zeit bleibt mir nun nicht mehr. Natürlich weiß ich

schon jetzt, dass ich dieses Versprechen niemals werde einhalten können. Hilflös, wie ich mich gerade fühle, fällt mir jedoch nichts Besseres ein. „Ich muss auflegen Schatz, die Schutzperson kommt gleich raus. Wir sehen uns ganz bald!“ Paul und Felix stehen inzwischen so dicht neben mir, dass sie jedes Wort mithören können. Schlimmer könnte es kaum kommen. Ihre Blicke sagen alles. „Melde mich noch mal, sobald es geht und vergiss nicht: Ich hab dich sehr lieb“, hauche ich im Flüsterton in den Hörer und lege nach einem traurigen „Okay“ ihrerseits nicht minder traurig auf.

Da stehe ich nun mit meinem Frust und meiner Verzweiflung. „Theodor, reiße dich am Riemen, du hast eine Pflicht zu erfüllen“, mahnt meine innere Stimme. „Du Depp, was interessiert mich das jetzt, wo es um die große Liebe geht?“, schreit das Herz zurück. Eine Unterhaltung, die im Dienst so oder ähnlich regelmäßig stattfindet. Selbstverständlich rein innerlich, sonst würden mich meine Kollegen für verrückt halten. Vor allem Paul.

Der Minister ist nun fertig mit ‚Händewaschen‘, was für uns alle bedeutet, ihn durch die Menschenmenge in Richtung der Fahrzeugkolonne zu leiten. Mein Herz habe ich wieder einigermaßen unter Kontrolle, indem ich es kurzzeitig ausknipse. Ja, ich kann so was, wenngleich nie für lange Zeit. Während wir angespannt über den Platz laufen, scanne ich die Gesichter der Leute hochkonzentriert und schaue vor allem auf deren Hände. Die Hände sind bei so etwas ultrawichtig. Es könnte ja jemand etwas darin halten, was dem Minister und mir überhaupt nicht gefallen würde. Ein Messer beispielsweise oder noch schlimmer: eine Pistole, Handgranate oder anderes. Parallel zu den Händen der vorderen Menschenreihe scanne ich die Personen in der zweiten und dritten Reihe sehr

genau. Es ist also wie immer: Ich muss tausend Dinge gleichzeitig bewältigen und zusätzlich fünf Schritte vorausdenken. Das schlaucht mich komplett, weil es so anstrengend für mein Hirn und damit für mein ganzes System ist. Eine Stunde fühlt sich da schnell wie ein Halbmarathon an. Nach vielen, vielen, vielen Stunden habe ich ergo mindestens das Pensum eines Ironman hinter mich gebracht – und das mehrfach pro Monat nonstop. Entsprechend schreit mein Inneres in dieser Minute penetrant nach ‚Beine hochlegen, ins Bettchen kriechen, schlafen‘. Da in diesem Job meine Wünsche allerdings so ziemlich niemand interessieren, muss ich mich auch heute fügen. Statt im Bett lande ich nachher im Flieger und irgendwann hundemüde in Washington. So sieht die niederschmetternde Realität aus.

Bis jetzt nichts Auffälliges auf dem Platz, weder in der ersten, zweiten oder dritten Reihe. Die meisten Leute klatschen und jubeln dem Minister laut zu. Die Handys werden gezückt für Bilder und Videos. Fast wie auf dem roten Teppich. Und da Minister Gabriel so nah wie möglich an den Menschen dran sein will, bleibt er ständig stehen, schüttelt Hände und lässt lachend Selfies von sich und den Leuten machen. Finde ich sehr nett und sympathisch von ihm und macht er ständig so – nicht nur im Wahlkampf. Mich allerdings stresst er damit unheimlich. Mir wäre sehr viel lieber, wir würden verflüchtigt noch mal einfach schnurstracks zum Auto marschieren, damit ich weniger Adrenalin verbrate. „Schnapp dir den Gabriel und schiebe ihn zum Auto hin!“ Schon wieder diese Stimme in mir, die in den letzten Monaten recht aufmüppig geworden ist. „Halt die Klappe!“, kann ich da nur im Stillen antworten, da ich ja ein sehr gewissenhafter Personenschützer bin und wirklich alles für das Wohl des Ministers tue. „Ich will da sofort weg, raus aus der brenzligen Situation, endlich durchschnaufen und

Gedanken sortieren nach diesem scheißlangen Tag plus Herzschmerz“, rumort mein Inneres weiter. Herrschaftszeiten, diese inneren Kämpfe machen mich fertig, doch dann ist es nach einer gefühlten Ewigkeit vollbracht: Wir sitzen allesamt sicher im gepanzerten Auto. Schnell noch die Türen von innen verriegeln. So, wie die Technik wie am Schnürchen abgespult wird, funktioniere auch ich in meiner Pflicht als Personenschützer: vollautomatisch und ohne Mucks! Ich hebe meinen Daumen, was für die Kollegen draußen übersetzt so viel bedeutet wie „Nun kommt keiner mehr von außen da rein“. Damit wissen Paul, Felix und die anderen, dass sie auf dem Platz nicht länger auf Herrn Gabriel aufpassen müssen. Sie setzen sich ins Begleitfahrzeug hinter uns und die Kolonne der gepanzerten Limousinen rollt an. Bevor es nach Washington geht, ist ein kurzer Zwischenstopp in Goslar vorgesehen. Erstens wohnt da Herr Gabriel und zweitens haben wir Personenschützer dort eine Art zweites Zuhause in Form unseres Personenschützer-Hotels. Wir sind hier Dauergäste. In zwei Stunden soll es dann schon weitergehen nach Washington. Wenig Zeit für zu viele Dinge, nach denen Herz, Hirn und Körper momentan lechzen.

Ich schaue sehnsüchtig auf mein Telefon. Keine Nachricht von Cathy. Mein desolater emotionaler Zustand bleibt auch dem Fahrer nicht verborgen, obwohl ich mich sehr anstrengte, nicht zu leidend rüberzukommen. Er sagt kein Wort, sondern gibt einfach nur Gas. Ich atme tief ein und langsam wieder aus. Die Fahrt dauert nicht lange. Schnell den Minister zu Hause absetzen, dann die Autos volltanken, danach ins Hotel. Ich kann es kaum erwarten, die Schutzweste kurzzeitig ausziehen zu dürfen. Bei jeder Bewegung gelangt mir inzwischen eine Duftwolke in die Nase, die vehement nach einer Dusche schreit und Kopfschmerzen bekomme ich langsam auch. Ich glaube

allerdings kaum, dass ich zum Duschen nachher noch genug Kraft haben werde. „Gehen wir gemeinsam einen Happen Essen?“, fragt Paul in die Runde. „Keinen Hunger!“, antworte ich kurz angebunden. Mir ist der Appetit vergangen. Und so schlurfe ich auf mein Zimmer, während sich die anderen im Hotelrestaurant den Bauch vollschlagen und deutlich bessere Laune haben als ich. Das spürt auch meine Tasche, die ich nach Ankunft in meinem Zimmer wütend in die Ecke schleudere. Ich lasse mich derweil aufs Bett fallen. Selbst die dort drapierten Willkommens-Gummibärchen können mir heute nicht helfen. Sie landen in derselben Zimmerecke und schauen sehr traurig aus, wie sie da neben meiner Tasche liegen und nicht wissen, was sie verbrochen haben. Mir wäre nach Schreien zumute, so enttäuscht bin ich. Hotelzimmer sind jedoch, wie wir alle wissen, viel zu hellhörig für Geschrei dieser Art. Nicht, dass meine Kollegen unverhofft die Bude stürmen, weil die Hotelangestellten in heller Not Alarm schlugen: „Hilfe, ein durchgedrehter Psychopath auf Zimmer 113!“ Also schlucke ich meine Wut hinunter, einen großen Schluck stilles Wasser hinterher, dann rufe ich Cathy an.

„Hi“, meldet sie sich mit trauriger Stimme.

„Wie geht es dir?“ frage ich hilflos.

„Beschissen!“

„Mir auch!“

So geht das ein paar Minuten hin und her. Sie erzählt mir, dass sie die Situation kaum mehr ertragen kann. Ich erkläre ihr in anderen Worten dasselbe. Damit sind wir uns in der Theorie zwar vollkommen einig, was die Praxis kaum besser macht. „So geht das nicht weiter“, meint sie nach ein paar Sekunden der Stille. Das weiß ich ja, nur bringt mich das in einen echten Konflikt. Auf der einen Seite Theodor, der Personenschützer,

der seinen Job verdammt ernst nimmt. Auf der anderen der liebende Ehemann, der nur eines möchte: Seine Frau glücklich machen. Beides ist definitiv nicht unter einen Hut zu kriegen, das ist mir inzwischen auch klar. Denn eines ist sicher: Es kommt auf Arbeit nie wie geplant. Entweder, das Telefon klingelt an freien Tagen mit der Nachricht „Herr Minister möchte kurzfristig verreisen, bitte Anrücken zum Einsatz“. Oder es klingelt nach einem Einsatz bei Cathy, die dann von mir erfahren muss, dass ich wieder mal nicht wie geplant nach Hause komme. Beide Fälle sind in etwa gleich doof und sie leidet darunter mindestens genauso wie ich, nur ohne Schwimmbecken in der Pofalte. Cathy ist grundsätzlich hart im Nehmen. Sie wechselt eigenhändig die Räder am Auto, scheut sich vor keiner noch so harten Arbeit und kann Herausforderungen des Alltags prima wegstecken. Das hilft ihr in solchen Fällen aber auch nicht. Meine Kolleginnen und Kollegen wissen genau, wovon ich spreche. Daher ist Paul auch zum dritten Mal geschieden, Katrin wiederum seit Jahren Dauersingle und wie lange Felix noch über seine Birgit Bettgeschichten ausplaudern kann, eher fraglich. Ich tippe auf maximal ein halbes Jahr.

„Und jetzt?“, frage ich, weil ich keine Ahnung habe, was ich sagen soll. „Weiß nicht“, stammelt sie. Ich möchte eigentlich gar nicht auflegen, muss aber so langsam. Es kommt mir vor wie ein Abschied für immer. „Bis morgen Cathy. Schlaf schön und nicht vergessen: Ich liebe dich.“ Ehemann Theodor bleibt wieder mal mit dem schlechtesten Gewissen ever zurück. Und da ich halt auch keine Maschine bin, kann ich nun schauen, wohin mit meinen Emotionen. Sie zu zeigen, wäre keine gute Entscheidung. Hatte mich vorhin schon kaum mehr unter Kontrolle und ärgere mich im Nachhinein darüber. Die Gefahr ist einfach zu groß, sich bei den Kollegen lächerlich zu machen. Es reicht ja schon, wenn ich mit meiner Größe und

Statur nicht ins typische Bild eines knallharten Personenschützers passe. Da muss ich nicht auch noch mein Fett wegstreifen, indem mich die Kollegen als Heulsuse abstempeln. Also hilft nur eines: Den Schalter so gut es geht umzulegen, mich voll zu konzentrieren und die Emotionen mit dem nächsten Schluck Wasser hinunterzuschlucken. So mache ich das öfter. Es wäre mir an diesem trübseligen Abend auch fast gelungen, als eine Chatnachricht von Katrin aufplopt: „Melde dich bitte alsbald bei mir!“ Und schon ist meine Contenance wieder dahin. „Ich könnte im Kreis kotzen“, antworte ich ungeschönt und werfe ein „Warum mache ich diesen Job eigentlich noch?“ hinterher. Da kann Katrin jetzt zwar gar nichts dafür. Sie und Georg sind im Kommando die beiden Ausnahmekollegen, bei denen ich mich geben kann, wie ich bin. Und das platzt nun eben schonungslos aus mir heraus. „Willst du reden?“, fragt sie einfühlsam. „Nein! Aber danke, dass du für mich da bist. Bis gleich!“ Dann heißt es auch schon, mich fertig zu machen für den Flug. Ich rieche nach wie vor bedenklich. Kurze Katzenwäsche sowie ein frisches Hemd müssen reichen. Dann lege ich sämtliche Utensilien wieder so an, wie es sich gehört. Auch die Schutzweste, von der ein ähnlicher Geruch ausgeht wie von mir. Noch schnell meinen Gürtel schließen, links das Reizstoffsprühgerät dranhängen, dahinter das Ersatzmagazin, dahinter wiederum das Funkgerät und rechts meine Waffe. Bis jetzt habe ich sie noch nie gebraucht, und das soll bitte auch so bleiben. Mit der ganzen Ausrüstung am Gürtel fühle ich mich wie in einem Panzer. Die sowieso schon knapp sitzende Hose kneift daher wie noch was und ich darf gar nicht dran denken, wie lange ich das ganze Zeug jetzt noch tragen muss. Ein letzter Schluck Wasser und es geht los. Knapp neun Stunden Flug liegen vor mir und ich könnte bereits jetzt im Stehen einschlafen.

**D**ie Nacht ist sternenklar und es hat etwas Mystisches, wie der Minister, seine engsten Begleiter, mein Team und ich unter dem Sternenhimmel zur Global schreiten und in die Maschine steigen. „Privatjet oder was?“, fragen mich die Leute oft neidisch, wenn sie erfahren, was ich beruflich mache. „Nö, nur ein Flieger der Luftwaffe, 13 Plätze. Sehr bequem“, gebe ich dann zur Antwort. Die Augen werden dabei immer größer, denn für Außenstehende scheint mein Leben ein einziges Abenteuer zu sein. Jedenfalls läuft unser aktuelles Abenteuer wie am Schnürchen und wir heben pünktlich ab. Gut für mich, da ich dringend etwas zu Essen und ein Nickerchen gebrauchen könnte. Wenn möglich, in exakt dieser Reihenfolge. Ich bin sehr froh, dass die Global – außer bequem zu sein –, sich recht flott durch die Lüfte bewegt. Die Reishöhe ist daher schnell erreicht und die Anschnallzeichen gehen aus. Damit beginnt der gemütliche Teil der Reise.

“Schaun mer mal, ob die Amerikaner endlich einen Außenminister haben, wenn wir in den USA gelandet sind,“ meint Gabriel lachend, der mal aufs Örtchen muss und deswegen in den hinteren Teil der Maschine wandert. Und dort sitzen heute Katrin, Gustav und ich. Ich bin ganz gern hier, weil es da so schön lauschig ist, auch wenn das Klo in unmittelbarer Nähe teils für regen Durchgangsverkehr sorgt bei einem

Langstreckenflug wie diesem. Dass der Minister zu lustigen Scherzen aufgelegt ist, macht die Reise etwas entspannter. Er hat regelmäßig den Schalk im Nacken, daher verstehen wir uns prima. „Wer weiß, ob das Treffen mit Rex Tillerson dann überhaupt stattfinden kann wie geplant“, frotzelt er weiter und ist auch schon auf der Toilette verschwunden. Immerhin haben seine Kollegen aus den USA noch gut zehn Stunden Zeit, die Angelegenheit in trockene Tücher zu bekommen. Ich bin da sehr zuversichtlich und wende mich nun fokussiert meinem knurrenden Magen zu. Er hat einfach auch mal Aufmerksamkeit verdient, nachdem ich ihn heute über weite Teile des Tages schwer vernachlässigen musste. Aus der Bordküche duftet es köstlich. „Was gibt es heute?“, war natürlich die erste Frage Katrins, sobald sie den Flieger betreten hatte. Katrin hat ständig Hunger und kann ungnädig werden, wenn sie zu lange nichts zwischen die Zähne bekommt. „Theodor, willst du nun wissen, was es zu essen gibt?“ Sie kann es nicht lassen und möchte mich wohl ärgern. Ihr ist mein knurrender Magen natürlich nicht entgangen. Und es scheint, sie hat momentan noch zu viel Energie, die irgendwie raus muss. Denn im Gegensatz zu mir kam sie – wie auch Gustav – direkt aus Berlin angereist. Das Erste, das sie mir nach „Hi Theodor, wie geht’s?“ sofort brühwarm erzählte, war, wie sehr sie ihre drei freien Tage genossen hat. Na, danke! Die beiden sind als Ablösung für Paul und Felix im Einsatz. Ich hätte theoretisch ebenso abgelöst werden sollen. Leider ist es bei der Theorie geblieben. Der für mich geplante Kollege wurde krank und sein Ersatzmann hatte noch kein gültiges US-Visum. Aus diesem Grund sitze ich jetzt in dem bequemen, breiten Sessel der Global, anstatt auf dem Fahrersitz meines Audi, mit dem ich längst in heller Vorfreude unterwegs in Richtung Berlin hätte sein sollen.



„Es gibt Rinderfilet mit Kartoffelgratin und Crème brûlée zum Nachtsch“, platzt es aus Katrin heraus. Wenn ich schon nicht antworte, beantwortet sie ihre Frage halt selbst. Die Energie ist damit längst nicht verschossen. Ich ahne, dass es eine anstrengende Nacht werden könnte. „Wenn du keine Ohren hättest, würdest du jetzt im Kreis grinsen“, antworte ich ihr foppend. Ich kann ihr selten böse sein, da unter der harten Schale ein weicher Kern mit einem großen Herzen steckt. Katrin ist voll okay und eine echte Ulknudel. Gustav kann sich daher das Lachen kaum verkneifen und amüsiert sich köstlich. Allein mit ihrer Mimik könnte Katrin ein abendfüllendes Comedy Programm starten. Was sie da zu uns verschlagen hat, ist mir ein Rätsel. Für meine Begriffe gehört sie als Rampensau irgendwo auf die Bretter dieser Welt, anstatt des nachts mit knapp einem Dutzend Herren in gedeckten Anzügen durch die Nacht zu fliegen. Und dann ist das Essen auch schon fertig. „Ich sagte doch, dass es Rinderfilet gibt“, geht es weiter im Comedy Programm. „Ist ja schon gut, Katrin, du hast gewonnen. Darf ich jetzt bitte Essen?“, frage ich gespielt energisch und schiebe mir genüsslich die erste Gabel in den Mund. Das Fleisch zergeht mir direkt auf der Zunge – anders als die Bratwurst von heute Nachmittag, die reine Notwehr war. Ich zerschneide das nächste Stück und vergesse kurzzeitig alles um mich herum. Zwischendurch einen Schluck Cola Zero aus dem Glas, anstatt aus der Büchse. Köstlich! Wie soll ich da jemals wieder in der Economy-Klasse in den Urlaub fliegen? Und bald soll es ja wieder so weit sein. Um genau zu sein: in fünf Tagen – sofern kein unverhoffter Einsatz dazwischenfunkt. Ich erinnere mich vage an den letzten Trip mit Cathy vor acht Jahren. Wir waren unterwegs nach Kanada. Vor mir eine schreiende Dreijährige, die mehr Ausdauer besaß, als ein Personenschützer je haben kann. Und wir sind wirklich sehr ausdauernd! Woher die Kleine die Energie nahm, die vollen

zwölf Flugstunden zu plärren, ist mir bis heute unerklärlich. Ich bin aber ja auch noch kein Vater und habe wenig Erfahrung in diesen Dingen. Hinter mir indes hatte sich ein schwitzendes älteres Ehepaar platziert, von deren Ausdünstungen mir schlecht wurde. Wobei ich beim Thema Düftchen sonst nicht so empfindlich bin und auch gar nicht meckern darf. Aus Gründen. Eine vorsichtige Bewegung in Richtung meiner rechten Achsel, kurze Riechprobe – okay, geht grad noch so.

„Ich versuch mal, ’ne Mütze Schlaf zu bekommen“, gebe ich an Katrin das Signal, jetzt bitte ihre Klappe zu halten, und schließe friedlich die Augen. Dann schlummere ich ein, denn die berühmte Schwere nach dem Essen überkommt mich urplötzlich. Es könnte allerdings auch am grundsätzlichen Schlafmangel der letzten Tage liegen.

„Scheiße“, tönt es neben mir laut. Schlimmer könnte ich aus meinem Traum nicht gerissen werden. Meine Personenschützer-Alarmglocken springen an. „Was los? Ein Attentat? Überfall? Kidnapping?“ So meine ersten Gedanken, bis ich nach ein paar Sekunden feststelle, dass die aktuelle Gefahr alleinig von Petrus ausgeht. Dieser schickte uns eine kräftige Brise Wind vorbei, sodass es im Innern der Global heftig zu ruckeln begann. In meiner Tiefschlafphase habe ich davon nichts mitgekomen. Ich schlafe für gewöhnlich bombenfest. Gustavs Orangensaft konnte sich durch das Herumgeschüttele nicht mehr im Glas halten und hinterließ eine große Sauerei. Unter anderem auch auf Gustavs dunkler Hose. Ich will mal schwer für ihn hoffen, dass er genügend Ersatz mit eingepackt hat. „Bitte schnallen Sie sich an und bleiben Sie auf Ihren Plätzen“, weist uns der Kapitän über Lautsprecher an. Kein Problem, kenne ich alles in- und auswendig. So schnell bringt mich kein Wetterchen aus der Ruhe. Da ich liebend gerne Achterbahn

fahre, und am allerliebsten mit dreifachem Looping, macht mir so etwas überhaupt nichts aus.

„Alles gut bei dir?“ Ich schaue zu Claudia rüber, die als Fotografin alle Einzelheiten des USA-Trips pressemäßig bildlich festhalten soll. „Ne“, antwortet sie knapp und greift schnell nach der Spucktüte unter ihrem Sitz. „Das schöne Rinderfilet. Da heißt es wohl Augen auf bei der Berufswahl“, ertönt es von rechts aus Katrins frechem Mundwerk. Claudia stöhnt leicht und versucht sich dennoch höflich an einem Lächeln. Vermutlich fand sie den Witz überhaupt nicht komisch. Ich mag Katrins Humor wirklich sehr, doch in manchen Situationen könnten ein bisschen mehr Empathie und Taktgefühl nicht schaden. Einige Kollegen munkeln längst, das läge an der Männerdomäne. Wenn du da als eine von nur zwei Frauen im Kommando nicht so richtig auf die Kacke haust, nimm dich hier keine Sau ernst. Also gibt sich Katrin besonders taff, obwohl sie im wahren Leben anders ist. „Sie meint es nicht so. Im Grunde ist sie sogar ganz lieb“, versuche ich die Situation zu retten und der armen Claudia gut zuzureden, deren Gesichtsfarbe sich unverändert zeigt. Sie nickt eingeschüchtert und hofft offensichtlich inständig darauf, dass der Spuk bald vorüber sein möge. Gustav wiederum tut so, als ginge ihn das alles nichts an. Das hat er mit ITler Frank gemeinsam, der nonstop wie gebannt ausschließlich auf seinen Monitor starrt. Aus dem vorderen Bereich dringt Gelächter zu uns. Vermutlich wieder eines der vielen Späßchen des Ministers, mit denen er sein Team erheitert. Vor allem die Herrschaften des Auswärtigen Amtes liegen ihm bei jeder Reise gnadenlos schleimend zu Füßen. Fast schon peinlich, wie sich die Leute da geben und es wäre nicht das erste Mal, dass dann gerade diese Kollegen nach dem Aus eines Ministers die Karriereleiter deutlich hochstolpern. Ganz plötzlich und ganz aus Versehen.

Neun Stunden können sich enorm hinziehen. Wenn ich beispielsweise Kopfschmerzen habe, kommt mir die Zeit unendlich vor. Wenn ich mitten in der Nacht in einem Flieger sitze und wegen des Lärmpegels der Mitfliegenden nicht ausreichend schlafen kann, auch. Als der Pilot endlich verkündet, wir seien dem Ziel nah und würden demnächst in Washington landen, atme ich auf. Wir kommen sogar überpünktlich vor der geplanten Landezeit an. Es ist kurz vor Mitternacht. Da steigt die Hoffnung ungemein, ohne Verzögerungen ins Hotel zu gelangen. Und siehe da, mein Wunsch wird tatsächlich erhört. Noch schnell das Gepäck des Ministers aus dem Flieger hieven, die Kollegen aus den USA begrüßen, uns auf die Autos verteilen und dann ab ins Hotel.

Ich kann es kaum fassen, dass ich mich schnurstracks in mein riesiges Kingsize-Bett kuscheln und endlich Ruhe finden kann. Keinerlei „Scheiße“-Fehlalarme, keine energiegeladene Katrin, die mich ständig vollplappert, und auch keine Würgegeräusche mehr. „Bin angekommen und gehe jetzt schlafen. Ich hoffe, dir geht's gut“, schicke ich eine letzte SMS an Cathy und kriege danach rein gar nichts mehr mit. Duschen ist damit wieder mal ausgefallen. Doch wen interessiert das schon in diesem wunderschönen Washingtoner Hotelbett, in dem ich sowieso alleine liegen muss. Gute Nacht Welt!